

gutes leben
bene!

SEBASTIAN 23

ALLES WIRD GUT

Die Welt retten in
5712 einfachen Schritten

*Die Erde soll früher einmal
ein Paradies gewesen sein.
Möglich ist alles.
Die Erde könnte
wieder ein Paradies werden.
Alles ist möglich.*

Erich Kästner

INHALT

| | |
|---|-----|
| Prolog: Gibt es eine Zukunft? | 6 |
| Die schönsten Untergänge der Welt | 15 |
| Omnikrise und Optimismus | 24 |
| Klima | 38 |
| Kapitalismus und Wachstumsdogma | 50 |
| Verkehr | 62 |
| Energie | 73 |
| Politik | 84 |
| Ernährung | 96 |
| Arbeit und Lohn | 107 |
| Medien | 119 |
| Künstliche Intelligenz | 129 |
| Liebe in Zeiten des Patriarchats | 137 |
| Glaube und Aber | 150 |
| Wie alles gut wird | 164 |
| | |
| Quellen / Impressum | 176 |

PROLOG:
**GIBT ES EINE
ZUKUNFT?**

*Es war ein kühler und wolkenverhangener Tag in Washington D.C., doch der Sommer war nicht weit. Daran dachte wohl auch Donald Trump, der damals noch US-Präsident war und die Presse am 23. April 2020 zu seinem täglichen Corona-Briefing eingeladen hatte. Nachdem ihm Experten gesagt hatten, dass im Sommer aufgrund von mehr Sonnenlicht samt UV-Strahlung rückläufige Infektionsraten zu erwarten seien, gab sich Trump inspiriert. »Mal angenommen, man könnte das Licht in den Körper bringen«, so spekulierte er, »das wäre gewaltig.« Die erwähnten Expert*innen waren entsetzt. Vermutlich hatten sie Angst, dass Trump als Nächstes anordnen könnte, probeweise mal ein paar Covid-Patienten zu öffnen und eine starke Taschenlampe reinzuhalten. Doch so entging fast allen die tiefe Poesie dieses Moments: Hatte Trump nicht gerade gesagt, dass wir Licht in die Menschen hineinbringen sollten, um eine große Krise der Gegenwart zu lösen? Das liegt doch inhaltlich exakt auf einer Linie mit den berühmten letzten Worten Goethes: »Mehr Licht!« Oder kam das nur mir so vor, weil ich mich damals, gut einen Monat nach Beginn des ersten Lockdowns, zu intensiv mit meiner Raufasertapete beschäftigt hatte?*

Alles wird gut. Das ist eine kühne Behauptung. Aber ist das nicht auch das Ziel? Also, nicht das Aufstellen von Behauptungen, sondern dass alles gut wird? Es klingt banal und kommt irgendwie unterschwellig daher – wie der Refrain eines Bob-Marley-Songs. Und es ist natürlich sehr, sehr allgemein formuliert. Dass alles gut wird, lässt so viele Interpretationen zu, wie es Eltern auf der Welt gibt, die diesen Satz zum Trost sagen, wenn sich ihre Kinder die Knie aufgeschlagen haben.

Alles wird gut, das bedeutet für jeden Menschen etwas anderes: Lottogewinn, Wochenende, CO₂-Neutralität, ein Date mit Sören, Freibier, kein Hunger mehr, soziale Gerechtigkeit, Wahlsieg, Schluss machen mit Sören, kein Stress mehr mit der Ausländerbehörde, ein vergoldetes Steak, ein Hafermilch-Cappuccino oder der Mond, der sich auf sanft wiegenden Wellen spiegelt. Was uns dabei alle eint, ist jedoch der Wunsch nach einer besseren Zukunft. Nur haben wir alle wahrlich unterschiedliche Vorstellungen davon, wie diese aussieht und erreicht werden kann. Aber vielleicht müssen wir zurück zu dieser Basis, um uns sinnvoll auf die Suche nach einer Utopie zu machen.

Alles wird gut.

Womöglich ist der Satz in Anbetracht der Zeit, in der wir leben, auch frech, verwegen, naiv – vor allem sagt es sich einfach in einem der reichsten Länder der Welt. Aber dann ist mir wieder eingefallen, dass ich ja gar nicht in Norwegen lebe, sondern in Bochum. Und trotzdem habe ich Hoffnung, sehr gute Pommes und meistens sogar eine ordentliche Portion Optimismus. Das bedeutet nicht, dass ich mich beim

Pommes-Essen zurücklehne und darauf hoffe, dass eine unsichtbare Hand kommt, die alles für mich regelt – sei es die Hand Gottes, die von Hui Buh, dem Schlossgespenst, oder die des freien Marktes. Im Gegenteil: Ich weiß es und spüre es in jeder Faser meines Körpers: Wir müssen handeln, denn die Dinge können nicht so bleiben, wie sie sind. Ich glaube jedoch, wir brauchen ein Mindestmaß an Optimismus, um handlungsfähig zu bleiben – und wir müssen handeln, um optimistisch zu bleiben.

Wenn ich aber die Nachrichten anschalte, dann merke ich oft erst zehn Minuten später, dass ich keinen Weltuntergangs-Hollywood-Film von Michael Bay gucke, sondern dass es wirklich so schlimm um uns steht: Pole schmelzen, Wälder brennen, Kriege toben, Flut hier, Sturm da, Alice Weidel, Dürre, Pandemie und Wurst im Eigendarm. Dann fällt es mir plötzlich erschreckend leicht, mit zynischen Kommentaren um mich zu werfen und zu sagen, dass die Menschheit eh verloren hat. Aber soll man sich jetzt ein Kakerlaken-Fan-Shirt anziehen, um den zukünftigen Herrschern dieses Planeten schon mal zu huldigen? Oder nehmen wir uns einen Moment, um unser Welt- und Menschenbild wenigstens einmal kurz zu betrachten und uns zu fragen: Sollte auf meinem Fan-Shirt nicht vielleicht doch ein Mensch sein? Und wenn ja: Wie viele?

Sich die Hoffnung zu bewahren, ist eine Herausforderung. Aber es ist gleichzeitig auch eine Pflicht, denn die Alternative wäre, aufzugeben, zynisch zu werden und zu hoffen, dass man eines Morgens aus unruhigen Träumen erwacht und sich in einen Käfer verwandelt hat.

Ein ehemaliger Psychologie-Student hat mir erzählt, dass er sein Studium aufgegeben hat, nachdem ihm klar wurde, dass ein großer Teil der psychischen Probleme, von denen er hörte, eigentlich ganz normale Reaktionen auf die permanente Überforderung waren, der Menschen heute ausgesetzt sind: medial, sensorisch, durch Existenzängste, Klimakrise, fehlende soziale Gerechtigkeit, immer mehr Arbeit und immer knappere Kassen. Es kam meinem Bekannten falsch vor, Menschen durch Therapien dabei zu helfen, all das besser aushalten zu können. Denn am Ende würde er damit einen Beitrag dazu leisten, das System am Laufen zu halten, das so viele Menschen unter die Räder geraten lässt. Stattdessen will er sich lieber dafür einsetzen, die Ursache für all das Leid anzugehen. Und dieser Gedanke – dass er es schaffen kann, etwas dazu beizutragen, dass die Situation an sich besser wird –, das ist genau die Sorte Hoffnung und Optimismus, um die es mir geht.

»Dunkelheit kann Dunkelheit nicht vertreiben, das kann nur Licht«, hat Martin Luther King Jr. mal gesagt. Und da sind wir wieder beim Licht, das irgendwie in die Menschen hineinmuss.

Gleich vorweg möchte ich klarstellen, dass ich eher »Team Teelicht« bin als »Team Stadionscheinwerfer«. Dieses Buch beansprucht selbstverständlich nicht, alle Krisen der Welt lösen zu können. Es behauptet lediglich, dass viele Krisen der Welt lösbar sind. Und zwar durch uns – wenn wir wollen. Ich selbst bin dabei weder der ideale Vorreiter, noch habe ich die Weisheit mit ganz großen Löffeln gefressen. Ich habe höchstens mal versucht, mit einer Kuchengabel von der Klugheit zu naschen. Leider handelte es sich um Suppe.

Trotzdem weiß ich, dass in einem komplexen System wie unserer menschlichen Gesellschaft jeder noch so kleine positive Beitrag ein positiver Kipppunkt sein kann. Und dass wir keine Chance haben, unsere eigene Wirkung überhaupt in Gänze zu erfassen. Wohin fliegen die Funken unserer Handlungen, welche Feuer entfachen sie in anderen und wohin sprühen dann deren Funken?

Selbst eine kleine, unbedachte Nettigkeit im Alltag kann potenziell die Welt verändern. Auf jeden Fall aber die Welt derer, zu denen man nett ist. Es lohnt sich also in jedem Fall, auch in tiefen Krisen einen Funken Hoffnung zu bewahren – selbst, wenn es nicht für uns ist. Die Welt kann besser werden. Und das in vielen, kleinen und großen Schritten. Vielleicht in 5712 Schritten?

Wenn wir aber ganz hinten im Wörterbuch nachschlagen und uns dort den Zynismus aneignen, dann geht uns jeder Optimismus verloren und unsere Haltung wird destruktiv. Und so, wie unsere Gedanken unsere Haltung prägen, prägt unsere Haltung unseren Charakter und unser Charakter unser Leben. Das heißt nicht, dass zynischen oder destruktiven Menschen nur schlechte Dinge passieren. Im Gegenteil, es ist durchaus möglich, als Zyniker*in einen Großkonzern zu leiten und in seiner/ihrer Freizeit weit hinten im Wörterbuch zwischen Zedern auf Jachten vor Zypern Zabaione zu verzehren. Aber die Fähigkeit, dabei großes Glück zu empfinden, geht Zyniker*innen auf dem Weg dorthin in weiten Teilen verloren. Und ich weiß zwar nicht, wie es dir geht, aber ich esse lieber glücklich Pommes als deprimiert Austern.

Dazu werfe ich in diesem Buch ein paar Ideen in die Frit-teuse. Davon brauchen wir definitiv weit mehr, als ich hier bieten kann. Vielleicht ist am Ende auch keine meiner Ideen knusprig. Das macht aber nichts. Wichtig ist nur, dass wir optimistisch bleiben, offen und beweglich; ausgerichtet auf die Vorstellung einer besseren Zukunft. Dann werden einige von allein auf Ideen kommen, wie sie aktiv werden können. Denn hinter einem Satz können sich vermutlich fast alle Menschen dieser Welt vereinen: So, wie es ist, kann es nicht bleiben! Wir wollen, dass es am Ende gut ausgeht. Dass wir den Klimawandel und andere schlimme Entwicklungen stoppen können. Das funktioniert sicher nicht immer mit allem, aber den Versuch ist es wert.

*

Bevor ich mitten hineinspringe ins Thema, noch ein paar Gedanken zu meinem Medium und dem eingesetzten Werkzeug: Wenn man ein Buch schreibt, macht man sich naturgemäß viele Gedanken über Sprache. Sowohl mein Lektor als auch ich legen jeweils einen sehr großen Wert auf korrekte Rechtschreibregeln. Und mir ist jetzt schon klar, dass sich einige an dem Umstand stoßen werden, dass viele Anglizismen im Text zu finden sind. Aber mein Leitsatz dazu stammt seit jeher von der deutschen Modeschöpferin Jil Sander: »Unser voice geht auch auf peoples, die unseren style appreciaten.« Genderneutrale Sprache würde ich hingegen niemals verwenden, meine lieben Leser*innen. Denn da kriegt man von vielen Kritiker*innen auch direkt einen drüber. Als ich beispielsweise einmal in einem Beitrag das Wort »Studie-

rende« verwendete, wiesen mich gleich Experten (!) darauf hin, dass das Wort keinen Sinn ergebe. Ich war erst erstaunt, denn der Begriff wird ja nun schon seit Jahrzehnten so verwendet, auch in der Alltagssprache. Aber man klärte mich auf: Da das Wort auf dem Partizip »studierend« beruht, ist es nur zutreffend auf Menschen, die gerade jetzt in der Uni sitzen und aktiv studieren. Wenn die abends ein Bier trinken, sind das keine Studierende mehr, sondern Biertrinkende. Da ist etwas dran, dachte ich. Wenn ich abends einschlafe, bin ich auch kein Alleinerziehender mehr. Dann bin ich ein Schlafender. Schade für die Kinder, gut für die Sprache.

Im März 2023 haben CDU und FDP in Stralsund einen Antrag der AfD unterstützt, genderneutrale Sprache in der Stadtverwaltung zu verbieten. Es geht wohl eine größere Gefahr für Deutschland davon aus, dass geschlechtergerechte Sprache benutzt wird, als davon, mit Parteien zusammenzuarbeiten, die Rassist*innen und Faschist*innen in ihren Reihen dulden. Allerdings stellte sich mir die Frage, wer denn jetzt hier eigentlich die »Sprachpolizei« ist und wer die »Verbotspartei«. Im Gegensatz zur FDP bin ich da eher liberal und rede und schreibe so, wie ich es für angemessen halte. Insofern mein Lektor es mir durchgehen lässt. Das muss nicht allen gefallen, wie alles andere in diesem Buch auch.

Vor Kurzem hat mir ein Leser unter einen Beitrag auf Social Media geschrieben, dass ich nerve. Ich fand das ein sehr schönes Kompliment. In diesen Zeiten nichts und niemanden zu stören, das wäre mir unangenehm.

Wenn ich zusätzlich zum Stören vielleicht auch noch die ein oder andere Idee beitragen kann, die dann jemand aufhängt und weiterspielt, bin ich froh. Wenn es jemand mit

Verständnis und Vergnügen liest, hat das Buch seinen Zweck ebenso erfüllt, um es mal mit Wittgenstein zu sagen. Und falls du aktuell für Philosophie eingeschrieben bist und dir Wittgenstein-Referenzen voll auf die Leiter gehen, dann bedenke, dass du in diesem Moment lesend bist und nicht studierend. So läuft das mit den Partizipien. Und wenn du sonst wirklich nichts Gutes findest, keine Inspiration, keine Hoffnung und nicht mal ein schmales Schmunzeln, dann freu dich doch einfach darüber, dass ich einen Weg zu gehen versuche, um Licht in die Welt zu tragen, ohne eine Taschenlampe zu verwenden.

Alles wird gut.

**DIE SCHÖNSTEN
UNTERGÄNGE
DER WELT**

Erwartet euch nicht zu viel vom Weltuntergang.

Stanislaw Lec

Der Endgegner des Optimismus ist kein halbleeres Glas, sondern der Weltuntergang. Wobei das andererseits immer auch auf die Welt ankommt. Ich würde nicht sofort Gottfried Wilhelm Leibniz zustimmen, der meinte, wir leben in der besten aller möglichen Welten. Immerhin fallen vermutlich jedem sofort ein paar Verbesserungsvorschläge ein, zum Beispiel sollte es meiner Meinung nach Hamster geben, die Skateboard fahren können. Trotz solcher offensichtlicher Mängel wohnen wir jedoch auf einer Welt, deren Schönheiten nicht zu verleugnen sind. Selbst um einige Errungenschaften der Menschheit wäre es schade, zum Beispiel Zitroneneis, Kekse oder Nächstenliebe. Deshalb wäre es also schon ärgerlich, wenn die Welt plötzlich untergeht. Andererseits: Worin soll die Welt eigentlich untergehen?

Jedem Ende wohnt ein Zauber inne, nicht nur, wenn man Hermann Hesse rückwärts liest. Seit Jahrtausenden geht die Welt demnächst unter, immer und immer wieder wird das Ende aller Dinge angekündigt. Und die Menschheit reagiert

stets begeistert, wird regelrecht magnetisch davon angezogen, wenn von der Apokalypse die Rede ist. Und wir sind immer und immer wieder überrascht, wenn sie dann doch ausbleibt. Aber da in Zeiten von Klimakrise, Krieg und Gendersternchen die Frage nach dem Ende aller Dinge aktueller denn je zu sein scheint, lohnt sich ein Blick auf die schönsten Weltuntergangsprophezeiungen der letzten tausend Jahre.

Im Mittelalter dachte man nämlich, dass man zeitlich eben nicht in der Mitte ist, sondern am Ende. Womöglich bedeutet das für uns, dass wir uns in Wahrheit heute ebenfalls im Mittelalter befinden. Natürlich sind wir ein paar Schritte weiter, weil wir heute nicht mehr die Pest durch Auflegen eines gerupften Huhns behandeln, sondern durch Zuckerkügelchen, die wir bei Vollmond zwölfmal geschüttelt haben. Ich meine, wir können ja froh sein, dass es die Gegenwart überhaupt gibt. Erstaunlich genug, denn exakt tausend Jahre vor meiner Geburt hätte es schon vorbei sein sollen mit der Welt. Der Mönch Abbo von Fleury hatte ausgerechnet, dass die von Johannes in seiner Offenbarung (dem letzten Buch der Bibel) erwähnten tausend Jahre, nach denen Satan wieder auf die Welt kommen soll, im Jahr 979 abgelaufen seien. Als jemand, der 1979, also exakt tausend Jahre danach geboren wurde, habe ich gerade sicherheitshalber noch mal meine Stirn abgetastet, aber zum Glück keine Hörner gefunden. Da habe ich vor Freude fröhlich mit den Bockshufen gescharrt.

Doch als Abbo von Fleurys Weltuntergang ausblieb, gab es kaum eine Ruhepause. Schon kurz darauf, im Jahr 999, hatte selbst der Papst so große Angst, dass er in Rom zum Jahreswechsel eine Predigt hielt, die eine Massenhysterie

auslöste. Wie hieß der Papst, der an Silvester den Weltuntergang erwartete? Natürlich war es Sylvester II. Nicht überliefert ist, ob er sich am Neujahrmorgen über seinen Kater gefreut hat.

Wenn man die Zahl 999 auf den Kopf stellt, erhält man 666. Das weiß ich aber nicht, weil ich Satan bin, ehrlich nicht, ich habe weiterhin keine Hörner. Ich kann einfach gut Handstand. Solche Zahlenspiele mögen albern wirken, aber waren wohl auch der Grund, dass beispielsweise Christopher Kolumbus den Weltuntergang im Jahr 1666 erwartete. Am Ende ist in dem Jahr aber doch nur ein Großteil der Stadt London abgebrannt. Aber gut, Kolumbus konnte ja auch Amerika und Indien nicht auseinanderhalten. Die Zahl 666 als Zahl des Bösen stammt übrigens auch aus der Offenbarung des Johannes, die sich stellenweise liest wie eine Fan-Fiction der Apokalypse.

Weltuntergangsvorstellungen gibt es bis heute, dafür sorgen unter anderem die Zeugen Jehovas. Ihr Gründer Charles Taze Russel und seine Anhänger sagten das Ende zuerst für das Jahr 1874 voraus, dann für 1878, 1881, 1910, 1914, 1918, 1925, 1975, 1984 und 1994. Das wirkt erst mal viel, aber andere haben den Weltuntergang noch viel öfter angekündigt. Die BILD-Zeitung zum Beispiel, in der gefühlt jede zweite Woche ein Killerkomet über das Titelblatt fliegt, dafür aber erstaunlich selten von der Klimakrise berichtet wird. Aber nun gut, vermutlich gilt da: Killerkometen killen Klimakrisen. Bei den Zeugen Jehovas heißt der Weltuntergang nicht Killerkomet, sondern Harmagedon. Diesen Einschlag auf der Erde werden allerdings 144 000 Seelen überleben.

Beides bezieht sich – Überraschung – auf die Johannesoffenbarung. Das mit den 144000 Seelen fand ich immer schon spannend, zumal die Zeugen Jehovas aktuell allein in Deutschland über 144000 Mitglieder haben, weltweit sind es 8,7 Millionen. Ziehen die dann Lose, wer am Ende das Ende überlebt? Wir werden es wohl nicht erfahren. Und die meisten Zeugen auch nicht.

Apropos Killerkomet: Erinnerst du dich an den großen Kometeneinschlag von 1973? Ich auch nicht, aber der Anführer der Sekte *Children of God* hatte ihn zumindest vorhergesagt. Als der Komet dann ausblieb, rechnete jener Mann namens Moses David mit einem Weltkrieg für das Jahr 1986 – aus dem die Kommunisten als Sieger hervorgehen würden. Aber nur bis 1993, denn dann würde Jesus zurückkommen und die Kommunisten besiegen. Erstaunlich genug, denn nichts davon steht im Johannes-Evangelium.

»Moses David« ist natürlich ein cooler Name für einen Guru. Definitiv cooler als »Erika Hedwig Bertschinger-Eicke«. Das könnte der Grund gewesen sein, warum sich die Anführerin von »Fiat Lux« im Allgemeinen lieber »Uriella« nannte. Aus heutiger Perspektive auch nicht mehr so cool, der Name. Das liegt daran, dass es inzwischen eine Erfindung namens *Urinella* gibt. Und auch weil die Anhänger von Fiat Lux im August 1998 dann eben doch nicht durch UFOs vor dem Weltuntergang gerettet wurden, wie Uriella versprochen hatte. Uriella hingegen war reich geworden, indem sie Tröpfchen und Öle unter anderem gegen Krebs und Aids verkauft hatte. Na, immerhin keine Zuckerkügelchen.

Wenn man über den Weltuntergang schreibt, darf man das Jahr 1999 nicht vergessen. Nicht zuletzt, weil die Zif-

fern auf den Kopf gestellt »666I« ergeben. Entsprechend wurde es dann wieder richtig munter: Für den Juli 1999 hatte Nostradamus den Weltuntergang mal wieder vorhergesagt, wie immer mit übersichtlichem Erfolg. Doch für den Jahreswechsel 1999/2000 erwartete man, dass alle Computer der Welt einen Nervenzusammenbruch kriegen würden, weil die Jahreszahl vorne plötzlich eine 20 statt einer 19 hatte. Ironischerweise blieb der Papst diesmal gelassen – vermutlich, weil er nicht Sylvester hieß, sondern Johannes.

Doch auch 2012, ebenfalls von Nostradamus prophezeit, blieb die Offenbarung aus. In einem der eher kühnen Moves der Kinogeschichte hat Roland Emmerich diesen Weltuntergang dann trotzdem verfilmt. Was technisch alles möglich ist, heutzutage. Inzwischen hilft uns die Technik sogar, die Wahrscheinlichkeit möglicher Weltuntergangsszenarien zu berechnen. Was ja gar nicht nötig wäre, denn Isaac Newton hat uns schon vor über 300 Jahren mitgeteilt, dass das Ende im Jahr 2060 kommen wird. Und Isaac Newton ist immerhin der Erfinder der Gravitation, seine Einschätzung hat also Gewicht, glaub ich.

Doch bis 2060 ist es noch lange, wie ich uns kenne, schaffen wir bestimmt vorher noch ein paar Apokalypsen. Die offene Frage ist: Wer sagt uns heute den Untergang voraus? Wird dieser Untergang durch einen Weltkrieg kommen? Wir leben in Zeiten globaler Infektionswellen, einer massiven Inflation und 2022 flog eine rechte Gruppe auf, die einen Staatsstreich geplant hatte. Für mich ist es okay, wenn wir die 1920er nachspielen, auch wenn ich nicht verstehe, warum das passiert. Erst recht nicht, wenn ich mich erinnere,

was als Nächstes kam. Aber wenn wir das machen, warum wiederholen wir dann nicht auch die guten Sachen der 1920er? Die rauschenden Feste, die aufregende Kunst, die revolutionären Gedanken, Lyrik und Erfindungen von Einstein, Bohr, Kaléko und Flemming? Wieso kriegen wir stattdessen A.I.-Selfies, kaputte E-Scooter quer auf dem Gehweg und Elon Musk? Wobei, vielleicht bedeutet das, dass unser nächster Weltuntergang auch eher albern wird.

Wer die Geschichte der Menschheit kennt, der wird die Möglichkeit eines baldigen Krieges allerdings immer sehen. Dass Menschen sich über einen längeren Zeitraum friedlich benehmen, ist halt kein typisches Verhalten. Die gute Nachricht ist: Die meisten Menschen haben überhaupt keine Lust auf Krieg. Das ist jetzt auch nicht allzu erstaunlich: Zu gewinnen gibt es bei einem Krieg nämlich nur für sehr wenige Menschen etwas. Es besteht also doch die Chance, dass wir die kriegerischen Gelüste einiger mächtiger Menschen durch gezielte Gegenwehr eindämmen. Oder, im noch besseren Fall, die Macht so verteilen und organisieren, dass sie überhaupt nicht mehr für Krieg und Unterdrückung eingesetzt werden kann. Und erst recht nicht für Weltuntergänge.

Was ist jedoch mit der Klimakrise? Die Entwicklungen sind dramatisch, das wird kaum jemand bestreiten wollen. Doch die Welt wird nicht untergehen. Die Menschheit wird auch nicht aussterben. Das hört man zwar immer wieder, aber das ist ein riesiges Strohmännchen-Argument. Ganz klassisch wird das an der »Letzten Generation« gezeigt, denen man regelmäßig vorwirft, Panik zu schüren, indem sie sich als »Letzte Generation« bezeichnen. Dabei hätten einige der Aktivist*innen sogar Kinder, haha. Und genau so funktioniert

ein Strohmännchen: Man wirft der Gegenseite etwas vor, was sie nicht gesagt hat, um es dann zu widerlegen oder lächerlich zu machen. Die »Letzte Generation« hat nie behauptet, dass sie die letzten Menschen dieses Planeten sind. Ihr Name bezieht sich auf einen Ausspruch von Barack Obama, der sagte, dass wir die erste Generation sind, die die Folgen der Klimakrise spürt, und die letzte Generation, die diese Folgen bremsen kann.

Doch gewiss geht die Welt nicht unter, das würde sie nicht mal, wenn die Menschheit aussterben würde. Aber auch das steht uns sicher nicht unmittelbar bevor, solange jemand die roten Knöpfe für die Atomsprengeköpfe gut versteckt hält. Ansonsten gilt: Auch wenn die Dinge sich katastrophal entwickeln und uns Verteilungskriege, Massenmigration und der Verlust eines Großteils der nutzbaren Fläche dieses Planeten bevorsteht, werden erst mal Menschen überleben. Aller Voraussicht nach sind das hauptsächlich sehr, sehr reiche Menschen, die sich mithilfe ihrer Ressourcen gegen die meisten Katastrophen wappnen können. Es gibt aktuell einen florierenden Markt für Luxusbunker. Oder für sehr abgelegene Villen und Farmen auf schwer erreichbaren Inseln. Die schlechte Nachricht ist: Ich habe aus dem Proseminar »Formale Logik«, Wintersemester 99/00 an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg ein paar Fetzen Restlogik behalten und kann daher leider ausschließen, dass es möglich sein wird, dass wir einfach alle sehr viel reicher als der Rest der Menschheit werden.

Andererseits ist die Menschheit aber mit Sicherheit sehr viel solidarischer, als die meisten von uns glauben. Und in

Anbetracht der Krisen unserer Zeit ist dieses Potenzial umso wichtiger.

Probleme sind keine »dornigen Chancen«, wie Christian Lindner einst verkündete. Manche Probleme sind schlicht Katastrophen. Aber gerade in Anbetracht dieser neigen Menschen dazu, sich zusammenzutun und gemeinsam für einen Ausweg zu kämpfen. Weil instinktiv fast allen klar ist, dass wir zusammen eine bessere Chance haben, als einzeln darauf zu hoffen, reicher als alle anderen zu werden. Und gemeinsam haben wir eben das Potenzial, den Weltuntergang abzuwenden. Das haben wir schon öfter hingekriegt, das wird uns auch diesmal gelingen.

Vielleicht geht die Welt diesmal nicht unter, sondern sogar auf.

**OMNIKRISE
UND
OPTIMISMUS**

Wenn ich gefragt werde, ob ich pessimistisch oder optimistisch in die Zukunft blicke, ist meine Antwort immer die gleiche: Wenn man sich die wissenschaftlichen Erkenntnisse darüber ansieht, was auf der Erde geschieht, und nicht pessimistisch ist, versteht man die Daten nicht. Aber wenn man die Menschen trifft, die daran arbeiten, diese Erde und das Leben der Armen wiederherzustellen, und man ist nicht optimistisch, dann hat man keinen Puls.

Paul Hawken

Dass die Welt nicht untergeht, bedeutet nicht, dass wir nicht knietief in der Krise stecken. Und zwar kopfüber. Wie kann es gelingen, in unserer Zeit überhaupt optimistisch zu bleiben? Woher nimmt man noch Hoffnung? Wie kann man Nachrichten lesen, ohne sofort Kopfschmerzen oder Zukunftsangst zu kriegen? Oder beides?

Manchmal wundere ich mich, dass nicht mehr Menschen auf die Barrikaden gehen. Die meisten Menschen leben in Ruhe ihr Leben, sind still und friedlich und denken, sie fügen damit niemandem Leid zu. Das ist grundsätzlich ein ehrenwerter Ansatz, der zeigt, dass diese Menschen im Grunde gut sein können und es in weiten Teilen auch sind.

Allerdings ist es auch ein Zeichen dafür, dass das Leid, das unser Lebensstil und unsere politischen Entscheidungen verursachen, sich zu leicht ignorieren lässt. Nur deshalb gelingt es konservativen Politiker*innen, uns zu suggerieren, dass jegliche große Veränderung ein Fehler sei und uns unseren Wohlstand oder unseren Lebensstil oder unsere Kultur kosten könne. Hätten wir im Blick, welchen Schaden wir verursachen und wie schlecht es schon jetzt vielen Menschen deswegen geht – ich bin mir absolut sicher: Wir würden nicht so weitermachen können.

Aber folgt daraus nicht, dass wir es einfach nur schaffen müssen, dass möglichst viele oder womöglich alle Menschen die Augen aufmachen und Herz und Hirn gleich mit? Das klingt ja, als würde es reichen, ordentliche Aufklärung zu betreiben und grundlegend gegen Desinformation vorzugehen – und schon werden sich die meisten Menschen dafür entscheiden, das Richtige zu tun. Auf dem Weg dahin gibt es leider sehr, sehr viele Hindernisse. Das fängt schon damit an, dass viele Menschen überzeugt sind, der Mensch sei im Grunde nur auf sein egoistisches Wohl bedacht. Man muss allerdings die Augen gar nicht allzu weit öffnen, um zu sehen, dass diese Annahme nicht nur in funktionierenden Familien, Beziehungen und Freundeskreisen falsch ist, sondern dass sich allein in Deutschland Millionen Menschen ehrenamtlich engagieren. Das liegt schlicht daran, dass diese Leute gemerkt haben, dass dieses soziale Verhalten nicht nur den Menschen um uns herum guttut, sondern auch uns selbst. Einfach bei Gelegenheit mal ausprobieren. Falls es nicht funktioniert, hat man halt nur die anderen glücklich gemacht – es gibt deutlich Schlimmeres.

Ein weiteres Hindernis ist die Komplexität der Lage. Ich habe dafür das schöne Wort »Omnikrise« gelernt – es gibt um uns herum so viele Krisen, dass uns unsere Situation auf fast allen Ebenen gleichzeitig problematisch erscheint. Und diese Krisen hängen auch noch zusammen, die frechen Dinger. Um nur mal ein Beispiel zu nennen: Marktökonomisches Denken und kapitalistische Verwertungslogik führen zum Versuch, aus den endlichen Ressourcen dieses Planeten unendliches Wachstum zu generieren. Dabei werden in hierarchischen, zumeist patriarchalen Strukturen insbesondere Frauen bzw. FLINTA-Personen, rassifizierte Menschen und andere marginalisierte Gruppen gezielt unterdrückt und ausgenutzt. Hierzu gehören auch die vermeintlich gesellschaftlich bestimmten Normen und Regeln, wie man sein Leben zu führen hat, vom Konsumverhalten bis in privateste Details. Das alles verfestigt den Status quo und begünstigt dadurch die Ausweitung der Klimakrise, die wiederum unter anderem durch vermehrte Dürren und Extremwetterereignisse manche Regionen landwirtschaftlich unbrauchbar macht. Das löst Migrationsbewegungen aus, denn wenig überraschend interessieren sich Menschen dafür, zu überleben – und das gilt ohne Nahrung als schwierig. In vielen westlichen Ländern versuchen sich rechte und rechtsextreme Parteien wiederum die Sorge der Menschen um diese Veränderungen zunutze zu machen, um Ängste zu schüren, Unsicherheiten zu forcieren und Frust oder gar Hass auf Migrant*innen zu lenken. All das lässt sich nicht mal eben lösen, indem man seinen Müll sortiert oder statt einem Steak einen halben Maiskolben isst. Leider. Wie es scheint, müssen wir an viele Baustellen parallel ran, idealerweise vernetzt.

Aber wie sollen wir 100 Krisen gleichzeitig angehen – wir sind doch nur acht Milliarden Menschen? Die noch größere Frage ist jenseits aller Ironie: Wo setzen wir die Hebel an, damit wir nicht nur an den Symptomen kaschierende Kosmetik betreiben und grüne Sticker auf alle Produkte kleben, ohne etwas am System zu ändern?

Es wäre schön, wenn es eine einfache Lösung geben könnte – das ist auch der Grund, warum insbesondere inmitten von Krisen der Populismus bei vielen Menschen verfährt. Leider ist es unmöglich, dass wir ein Problem aus einem derart verflochtenen System aus seinem Kontext lösen und mit den passenden Mitteln angehen könnten. Neulich las ich von einer Idee in den USA, die davon ausgeht, dass man die Auswirkungen der Klimakrise eindämmen könnte, indem man die Sonne verdunkelt. Mensch, Mensch, dachte ich, Hauptsache, ihr findet dann im Dunkeln noch den Weg zu euerm SUV, um mit einem Burger in der Hand eine Rundreise ums nächste Kohlekraftwerk zu machen. Noch origineller fand ich den Optimismus der Bundesregierung, die festgestellt hat, dass Verkehrsminister Volker Wissing die vom Klimaschutzgesetz vorgeschriebenen Sektorenziele nicht einhalten können würde – und dann beschloss, eben jene Sektorenziele aufzuweichen. Zack, Problem weg. Oder zumindest verdunkelt.

Ich fürchte, die Lage ist in Wirklichkeit etwas schwieriger. Und da hilft uns am Ende auch kein Optimismus der Bauart Christian Lindners. Nein, nicht alle Probleme sind dornige Chancen. Wenn dir jemand mit dem Lkw übers Bein fährt, ist das keine dornige Chance, sondern ein 40 Tonnen schwe-

res Problem und mehr erst mal nicht. Mir ist der Optimismus des neoliberalen Kapitalismus suspekt. Seine Verfechter gehen von der Annahme aus, dass man Konzerne einfach machen lassen sollte, was sie wollen. Dann würde das Allgemeinwohl von allein wachsen. Und wenn man reichen Bossen mehr und mehr Geld gibt, dann würde das über einen »Trickle-Down-Effekt« überall in der Gesellschaft verteilt. Weil das immer so funktioniert, wenn man einzelnen Menschen viel Macht über andere gibt, dass diese sich dann automatisch darum kümmern, dass es allen gut geht. Ansonsten kommt im Zweifel die unsichtbare Hand des Marktes und regelt nach. Nun, in Anbetracht von allem, was diese unsichtbare Hand so angerichtet hat, kann ich zumindest gut verstehen, dass sie nicht gesehen werden möchte.

Schon eher mag ich die heiter knappe Erklärung für ein stressfreies Leben, die der indische Mönch Gaur Gopal gibt. »Why worry?«, fragt er. »Warum sich sorgen?« Wenn man kein Problem hat, braucht man keine Sorgen. Wenn man eines hat, aber nichts daran ändern kann, dann braucht man sich keine Sorgen zu machen, sondern muss es halt hinnehmen.

Wenn man jedoch etwas ändern kann an dem Problem, dann kann man das eben auch machen – und muss sich wiederum keine Sorgen machen, so Gaur Gopal. Das ist stark vereinfacht, aber angenehm klar. Leider fehlt eine solche Klarheit oft genug. Wir haben als Menschen auch nur begrenzte Kapazitäten, Dinge zu begreifen. Ist ein Problem zu komplex, dann kommen wir irgendwann nicht mehr mit. Und hinzu kommen kognitive Verzerrungen. Die haben eigentlich einen guten Ursprung, denn im Kern sind es

Heuristiken, quasi Abkürzungen für den Verstand. Wir erkennen Muster wieder, ziehen Parallelen zu bekannten Situationen und handeln dann so, wie wir es für diese Situation gelernt haben. Praktisch, denn wir müssen nicht mehr groß nachdenken. Und unser Gehirn liebt es anscheinend, nicht nachdenken zu müssen. Oft genug allerdings passen diese Muster nicht oder sitzen windschief, verzerrt auf der Realität. Und dann haben wir schnell mal unrealistische Erwartungen und treffen unzureichende Einschätzungen.

Zu den kognitiven Verzerrungen gehört zum Beispiel die Verfügbarkeitsheuristik. Damit kann man nicht nur Scrabble-Millionär werden, sondern eine große Quelle von Fehleinschätzungen verstehen. Menschen neigen dazu, ihre Einschätzungen auf Informationen zu gründen, die sie bereits haben. Klingt beinahe banal, oder? Doch es bedeutet, dass wir anfällig dafür sind, eher das zu glauben, was wir oft wahrnehmen. Wenn du in den Nachrichten viel über Gewalt hörst, wirst du leicht glauben, in einer sehr gewalttätigen Welt zu leben. Wenn Aktivisti hundertmal »Klimaterroristen« genannt werden, dann fällt uns diese Verknüpfung von alleine ein, wenn das Thema erwähnt wird – auch wenn die Aktivisti unserer Definition von »Terror« überhaupt nicht entsprechen. Noch viel gravierender ist aber der Umstand, dass es uns schwerfällt, eine Vorstellung der (fernen) Zukunft als Grundlage für unser heutiges Handeln zu nehmen.

Wir sehen noch keine größere Küstenstadt untergehen, wir sehen noch nicht Millionen Menschen vor Dürren und Missernten fliehen, wir sehen noch nicht Millionen Menschen in einer lang gezogenen Hitzewelle sterben. Dabei könnte all dies nach aktuellen Prognosen bereits in naher

Zukunft passieren. Wir sehen aber andererseits auch nicht, wie schön das Leben in einer autofreien Innenstadt sein könnte. Wir sehen nicht, wie reibungslos das Miteinander funktionieren kann, wenn soziale Gerechtigkeit herrscht und niemand mehr arm sein muss. Wir haben kein konkretes Bild davon, wie ein harmonisches Zusammenleben zwischen Menschen und Tieren und Umwelt auf diesem Planeten aussehen wird.

Wir haben unsere aktuelle Situation vor Augen und manchmal auch noch ein wenig die Vergangenheit – und darauf bauen wir unsere Einschätzungen. Das macht es denjenigen leichter, die sagen: »Es ist doch alles halb so wild, lasst doch die Hysterie. Und die Schwärmerei bitte auch.«

Dazu kommt, dass wir die Folgen unseres Handelns schon allein aufgrund der Komplexität der Zusammenhänge nicht durchschauen können. Das kann aber auch im positiven Sinne gelten. Als im Jahr 1995 Naturschützer mit der Wiederansiedlung von Wölfen im Yosemite Nationalpark in den USA begannen, waren sie selbst überrascht, was dadurch passierte. Es hatte 70 Jahre keine Wölfe in dem Gebiet mehr gegeben. Nun setzte man dort 14 Tiere aus. Die Wölfe machten natürlich Jagd auf Rotwild, das es damals im Übermaß gab. Die Rehe und Hirsche wurden nicht nur weniger, sondern mieden dann Teile des Parks, insbesondere offene Flächen, wo sie leichte Beute waren. In diesen Bereichen wuchsen deswegen mehr Pflanzen, die vorher als Nahrung des Rotwilds gedient hatten. Das zog Insekten an – und über kleine Nagetiere und Vögel eröffnete sich eine ganze Nahrungskette. Doch der eigentlich krasse Effekt

kommt erst noch: Durch mehr Pflanzen und neue Bäume wurde die Erosion des Bodens verringert, was den Lauf des Yellowstone River teilweise änderte und stabilisierte. Ja, richtig gelesen: Die Wiederansiedlung von lediglich 14 Wölfen hat den Lauf eines Flusses geändert. Wild, oder? Für mich ist das ein Beispiel dafür, dass es unter Umständen weitaus einfacher ist, als wir zunächst denken, positive Veränderungen auch in großem Maßstab zu bewirken. Jede kleine Handlung zählt umso mehr. Jeder Moment, jeder Mensch, kann der Kippunkt sein. Und damit meine ich jetzt nicht, dass du beim nächsten Vollmond losziehen sollst, um im Wald Rehe zu reißen. Es gibt auch andere Wege, die Flüsse zu retten.

Aber der Gedanke, dass eben auch kleine Veränderungen positive Folgen haben können, die wir vielleicht gar nicht in der Lage zu erfassen sind, motiviert dazu, auch auf Kleinigkeiten zu achten. Frei nach Immanuel Kant: Handle nur nach derjenigen Maxime, von der du wollen kannst, dass sie durch den Schmetterlingseffekt aus Versehen die Welt retten wird. So oder so: Wir müssen uns ein Mindestmaß an Optimismus bewahren, ohne zu sehr in eine naive Form des Optimismus zu geraten oder diesen gar zu benutzen, um unsere Wirklichkeit zu verzerren. Die Dinge sind nämlich tatsächlich nicht gut. Aber sie können besser werden. Und sie werden bereits jetzt besser, nicht nur im Yosemite Nationalpark, sondern an vielen Stellen. Das bedeutet wiederum nicht, dass wir uns zurücklehnen sollten. Im Gegenteil. Damit wir die Kurve kriegen, braucht es uns alle.

Das klingt nach einer ganzen Reihe von Widersprüchen. Doch es wäre ein allzu billiger rhetorischer Taschenspieler-

trick, hieraus zu folgern, dass ich falsch liege. Im Alltag vereinen wir dauernd scheinbare Widersprüche: Ein Dackel ist gleichzeitig klein für einen Elch und groß für eine Ameise. Und so sind wir auch gleichzeitig optimistisch und nicht optimistisch – es ist eine Frage der Perspektive. Wir sollten üben, diese gelegentlich zu wechseln. Das bedeutet nicht, dass du dich zeitnah unter einen Dackel legen sollst, um zu sehen, wie groß der dann wirkt. Außer du willst unbedingt – dann gönn es dir.

Apropos am Boden sein: Wenn die Umstände mir mal besonders schlimm vorkommen, dann denke ich gerne daran, wie unsere Vorfahren über Jahrtausende hinweg weitaus schlimmere Umstände ertragen haben, stets bemüht, eine sichere und gute Zukunft für sich und ihre Nachfahren zu ermöglichen. Sie haben gewiss nicht alles richtig gemacht, aber uns den Weg bereitet, damit wir heute unsere Chance haben. Beispielsweise, um auf dem Sofa zu hängen und »Bauer sucht Frau« zu gucken. Oder uns alternativ bemühen, einen Weg zu finden, damit alles gut wird. Dabei hilft, dass wir in jedem Dunkel Funken fliegen sehen. Auch, wenn sie manchmal nur klein sind, steckt darin oft unser ganzes Potenzial.

Kennst du die Geschichte von Jesse Owens und Luz Long? Jesse Owens hatte bei der Olympiade in Berlin am 4. August 1936 Gold im Weitsprung gewonnen – zum Entsetzen von Adolf Hitler und seinen Schergen, denn der US-Amerikaner Owens war schwarz.

Doch der zweitplatzierte deutsche Athlet Carl Ludwig »Luz« Long gratulierte ihm nicht nur, sondern umarmte Owens sogar. Das Bild ging um die Welt. Es folgte ein wütender Anruf von Rudolf Heß, dem Stellvertreter Hit-

lers, der Long aufforderte, nie wieder einen Schwarzen zu umarmen. Luz Long und Jesse Owens blieben Freunde und schrieben sich noch Jahre nach der Olympiade Briefe, auch, als Luz als Soldat in den Zweiten Weltkrieg zog. Aus den Wirren des Krieges schrieb er 1943 an Owens einen Brief, von dem er ahnte, dass es sein letzter sein würde. Darin bat er Owens, nach dem Krieg nach Deutschland zu gehen und seinem Sohn Kai-Heinrich von ihm zu erzählen. 1941 geboren, hatte er seinen Vater nie wirklich kennengelernt. Also machte sich Owens 1951 auf den Weg nach Deutschland, fand den nun zehnjährigen Sohn seines Freundes und erzählte ihm seine Geschichte. Die beiden wurden gute Freunde. Jesse Owens war der Trauzeuge bei Kai-Heinrichs Hochzeit und die Freundschaft zwischen den Familien dauerte an: Bei den Weltmeisterschaften 2009 in Berlin überreichte Jesses Enkelin Marlene Dortch gemeinsam mit Luz Longs Sohn Kai-Heinrich den Preis für den Gewinner des Weitsprung-Wettbewerbs.

Ein Moment, eine menschliche Regung, eine spontane Umarmung entgegen allen Verboten und Anweisungen hatte so viel ausgelöst. Hass und Hetze waren chancenlos dagegen. Die Geschichte dieser Freundschaft findet sich weltweit in den Medien und taucht sogar hier im Buch auf. Das ist der weitspringende Punkt, den ich meine.

Wir können die Auswirkungen unserer Handlungen nur in sehr begrenztem Maß einschätzen, wenn überhaupt. Alles, was wir machen und sagen, kann Menschen beeinflussen, die wiederum andere beeinflussen, und mitten unter uns kann aus der geringsten Quelle ein Fluss entspringen, der tausend Kilometer weiter eine Wüste urbar macht.

Ist es wahrscheinlich, dass das passiert? Nein, nicht wirklich. Aber es kann passieren – und es wird wahrscheinlich, wenn es nicht einer, sondern Millionen Menschen sind, die viele kleine gute Dinge tun. Folgt dabei nicht den ausgetretenen Pfaden, denn Veränderung passiert oft an ganz unerwarteten Stellen und auf kreativen Wegen. In Kopenhagen war es die Eröffnung eines kleinen Freibads, die am Ende die ganze Stadt verändern sollte. 2002 wurde im Hafen von Kopenhagen ein Freibad eröffnet. Früher war daran nicht zu denken. Aber inzwischen war das Wasser im Hafenbecken so sauber geworden, dass man darin schwimmen konnte. Die Bewohner*innen der Stadt haben dadurch direkt am eigenen Leib erfahren, dass eine saubere Umwelt auch eine lebenswerte Umgebung bedeutet. Alle waren begeistert und sahen Umweltschutz von da an nicht mehr als lästige Pflicht, sondern als große Chance für eine schönere Stadt. Seitdem versucht man, bei der Gestaltung der Stadt genau darauf Rücksicht zu nehmen: Die Menschen sollen nicht nur abstrakt über positive Effekte des Klimaschutzes Bescheid wissen, sondern direkt spüren, dass das gut ist. Der Architekt Bjarke Ingels nennt diesen Ansatz »hedonistische Nachhaltigkeit«. Das wird nicht überall funktionieren, das ist mir klar. Manche Städte haben nicht mal einen Hafen. Aber Ansatzpunkte gibt es sicherlich trotzdem immer und überall, um die Welt ein klitzekleines Stück in eine gute Richtung zu bewegen. Da bin ich optimistisch.

Wichtig ist also, dass wir einerseits erkennen, in welcher Lage wir uns befinden. Ganz realistisch, ohne Schönrednerei, aber auch ohne Panikmache. Andererseits dürfen wir nicht aus dem Blick verlieren, dass Veränderung immer möglich ist

und dass das durchaus eine Verbesserung bedeuten kann. Und zwar ganz konkret, für uns; ab sofort und hier. Aber eben auch für eine vielleicht noch utopisch wirkende Zukunft. »Ein Mangel an wünschenswerten und gleichzeitig möglich erscheinenden Zukünften könnte Teil des Unwohlseins sein, das überall auf der Welt zu finden ist«, schreibt dazu Sir Geoffrey John Mulgan, Professor für Kollektive Intelligenz und Soziale Innovationen an der UCL London.¹

Es lohnt sich allemal, über die Zukunft und die Zukünfte nachzudenken – und sei es nur für das eigene Seelenheil. Wenn man entlang des Weges aus Versehen Hoffnung in die Welt trägt oder gar eine Verbesserung – dann nehmen wir diesen Nebeneffekt natürlich auch in Kauf.

Zeiten großer Umbrüche und Veränderungen treten als Krisen in Erscheinung. Das liegt in der Natur der Sache und trifft auf persönlicher Ebene ebenso zu wie in gesellschaftlicher oder gar globaler Dimension. Um es mal so allgemein zu fassen, wie es eine Omnikrise verlangt: Wenn ein altes System immer deutlicher an seine Grenzen stößt und darin scheitert, die beste oder auch nur eine gute Lösung zu liefern, dann äußert sich das in umfangreichen Problemen und einem allseits präsenten Gefühl der Unsicherheit. Das gehört auch dazu, wenn es jenseits davon Ideen, Antworten und neue Wege gibt, auf denen wir in eine bessere Zukunft kommen. Dann gilt es, auf Ana Brune zu hören, die im Film *Astrid* so treffend singt: »Springa, våga springa. Genom mörkret in i ljuset« – »Renne, trau dich zu rennen, durch das Dunkel ins Licht.« Geben wir uns nicht Angst und Frust hin, fallen wir nicht auf Untergangspropheten oder gar Hetzer herein. Alles kann besser werden

und wir können einen Teil dazu beitragen, ob klein oder groß oder mittel. Den Versuch ist es allemal wert. Egal wie die Chancen stehen – den Blick auf ein Ziel zu richten, sich eine Utopie zu bewahren, den Fokus auf das Licht zu richten, ist eine Möglichkeit, die nicht nur die Chance darauf bewahrt, dass in Zukunft alles gut werden kann. Bereits im *Jetzt* ändert sich die Perspektive, denn die gefühlte Ohnmacht lässt nach, sobald wir im Kleinen aktiv werden und gemeinsam der Omnikrise begegnen. Dann kann am Ende die Summe unseres Handelns zur Omnilösung werden.

KLIMA